Frank Schlößer

Der tote REFORMATOR

HINSTORFF

Der erste Doppelschilling,

mit dem du dich dem Bettler Dionysius Schmidt und seiner Geschichte anheimgibst.

Oh, ist das wirklich ein Doppelschilling? Ein ganzer Doppelschilling? Vergelt's dir Gott, du hast ein gutes Herz. Du bist nicht aus Rostock, oder? Was willst du von mir? Was soll ich dir geben können, ich bin ein alter blinder Mann. Ich taste mich jeden Morgen an der Mauer entlang vom Lazarushospital bis hierher zum Heringstor, lass mich nieder und warte, dass mir jemand etwas Brot reicht oder einen Teller Grütze oder auch nur einen Becher Dünnbier. Gott sorgt immer für meinen Tag. – Jetzt hab ich zwei Schillinge! So viel Geld, dass ich bis zum Sonntag keinen Hunger leiden muss, ins Badehaus darf und mir endlich den verlausten Bart abnehmen lassen kann.

Warum gibst du einem altem Sünder einen Doppelschilling? Ich weiß es: Du willst meine Geschichte hören. Die Geschichte des Dionysius Schmidt, einst Vikar bei Magister Joachim Slüter zu St. Petri, der daselbst gesündigt und dafür mit Blindheit geschlagen wurde. Du willst wissen, wie der Slüter starb. Ob wirklich Gift in der Suppe war und wer sie ihm gegeben hat, sodass er sich lange quälte und erst am Pfingstsonntage anno 1532 gnädig entschlief … Ja, ich weiß es. Ich wollte es auch schon dem Gryse erzählen, diesem lutherischen Eiferer und weltlichen Geizhals. Aber er gab mir nur Pfennige. Er drängte mich mit sei-

nen Fragen, den Slüter nur rein und gut scheinen zu lassen. Deshalb hab ich ihm seinerzeit nicht die ganze Geschichte erzählt.

Doch du hast deine Zeit gut gewählt. Man hat mir gesagt, dass gerade wieder ein Komet am Himmel Unheil verkündet – und die jungen Menschen glauben, dass es diesmal wirklich zu Ende geht. Ich hab ihnen erzählt, dass wir im Jahre des Herrn 1532 und noch einmal im Jahr darauf schon Kometen sahen und immer noch leben. Aber ich erreiche die Jungen nicht mehr, es scheint, als würden sie die Angst genießen, sie feiern dankbar jeden Frühlingsabend, den sie noch erleben dürfen vor dem drohenden Untergang der Welt.

Aber was schert mich die Welt: Ich fühle, dass mein eigenes Ende näher rückt und jetzt drückt mich der tote Slüter wieder. Ich will die ganze Wahrheit nicht mit ins Grab nehmen, meine Sünde wird meine Seele sonst im Fegefeuer halten – und wer betet in dieser Stadt schon für das Heil eines armen Mannes? Ich weiß, die Lutherischen sagen, dass es für niemanden ein Fegefeuer gibt. Aber ich denke nicht, dass sich auch der Teufel vom Luther hat reformieren lassen. So glaubt dieser Schreiberling Nicolaus Gryse bis heute, dass ich wegen dieser meiner Sünde in der Jugend von Gott geblendet wurde, als ich vor dreißig Jahren anno 1526 die frommen Worte »Gottes Wort bleibt in alle Ewigkeit« mit einem Teerquast auslöschte. Sie standen damals über der Türe des Hauses von Meister Jochim und natürlich waren die Lettern schon wenige Tage nach

meinem Streich wieder zu sehen. Es war mir damals billig, dem Slüter gram zu sein, hatte er mir doch mein Auskommen als Vikar verübelt. Vom Lesen der Messen für die Toten der Handwerkerfamilien aus dem Kirchspiel von St. Petri konnte ich leben und studieren. Aber seit er 1521 in der Schule zu St. Petri begann, auf Deutsch zu predigen und die Heilige Schrift auszulegen, bekam ich immer weniger Messaufträge. Vier Jahre später war es ganz ungehörig geworden, einen Vikar für das Seelenheil eines Toten beten zu lassen. Ich wurde arm und ich wusste, wer daran schuld war: Slüter!

Aber nicht wegen der Sache mit dem Teerquast hat Gott mich geblendet. Sondern wegen einer ganz anderen Sünde, die darzustellen mir schwerfällt vor einem Fremden wie dir. Gleichviel: Ob ich dich nun kenne oder nicht – du hast mir den Doppelschilling gegeben und so wirst du meine Geschichte hören. Ich gebe mich in deine Hand und vertraue auf Gott, dass er es war, der dich zu mir geschickt hat. Um mir mein Gewissen zu erleichtern und mir dabei auch etwas für den Leib zu gönnen.

Aber, mein lieber Herr, so setzen wir uns an die Mauer vor das Tor, es ist schon bald Abend und die Steine sind warm von der Sonne und der Wind, der vom Hafen herüberweht, ist mild. Ich will dir die Schillinge nicht schuldig bleiben, sondern redlich berichten, wie sich die Geschichte zugetragen hat zwischen dem Slüter und seiner Frau Katharina und den Papisten Nyebur und Rotstein und Dankquardt, den Bürgermeistern und dem Oldendorp, seines

Zeichens Professor und Stadtsyndikus. Und all denen, die in der Stadt aufgerieben waren im Streit zwischen dem alten Glauben und dem neuen Wort Gottes.

Ja, so sitzt sich's gut. – Dass der Magister Joachim Slüter vergiftet war, das war mir schon erkenntlich, als der Böttcher Jochim Swanekow und ein Wollenweber starben, dessen Name mir entfallen ist. Sie hatten zusammen mit ihm das Bier aus einer Kanne getrunken, waren gleich danach mit Bauchkrämpfen von der Tafel gegangen und noch in der Nacht zu ihrem Schöpfer aufgefahren. Wenn nun Jochim Slüter nach diesem teuflischen Trunk noch etliche Wochen zu leben hatte, dann deshalb, weil er das Arsenik schon lange ertragen hatte. Er war davon krank und siech schon lange vor dieser Zeit, seine Frau Katharina schickte schon zu Martini anno 1531 erstmals nach dem Doktor. Seit über einem Jahr hatte ihm jemand langsam und mit geübten Händen das Gift verabreicht und als das bei diesem Festessen offenbar wurde, hatte es seine Wirkung bereits getan, sodass es nur noch abzuwarten war, wann der Herr seinen braven Knecht zu sich rufen würde. Er tat das am Pfingstsonntag, dem 19. Mai anno 1532. Am Nachmittag zwischen zwei und drei befahl sich Slüter seinem Herrn an, ohne Sorge und stark im Glauben. Alle seine Lieben waren um ihn, auch sein Sohn Elias, der damals erst drei Jahre alt war.

Ich muss anführen, dass ich zu dieser Zeit noch nicht lange auf der Seite der Lutheraner stand. Die Predigten, die Aufrichtigkeit und die Furchtlosigkeit Slüters hatten mei-

nen Verstand zwar erreicht, aber ich hatte für meinen Ablassbrief bei einem der Heringshändler Geld geborgt und danach hart an diesen Schulden und am Zins gearbeitet. Mein Herz wollte noch lange Zeit hoffen, dass dieser Brief mir nach meinem Tod in den Himmel helfen würde. Was Luther und Slüter predigten, das machte diese Hoffnung zunichte, und es dauerte noch Jahre, bis ich den Ablassbrief tatsächlich nachts nach einem Disput in der Schütting der Schonenfahrer ins Feuer warf – und zugegeben: Ich war betrunken. Als ich am nächsten Morgen erwachte und mir die Tat vom vergangenen Abend wieder einfiel, da fühlte ich jedoch keine Reue, sondern Erleichterung: Was ich da verbrannt hatte, war – unmerklich über all die Zeit – von einer Hoffnung zu einer Last geworden, von welcher ich mich durch das Feuer befreit hatte. So verschlungen mir Luthers Weg der lebenslangen Buße, dem Glauben und der Liebe auch schien, so klar war mir an diesem Morgen doch, dass dieser gerade Weg über das Geld nicht zu Gott führen konnte.

Als Jochim Slüter eines Tages entdeckte, dass auch ich bei seiner Predigten stand, da trat er nach dem Gottesdienst an der Tür des Kirchhofes auf mich zu, segnete mich, nahm meine Hände in seine und lächelte mich auf eine Weise an, die mich ins Herz traf.

Noch wenige Jahre zuvor war er von der ganzen Stadt als der schwarze Ketzer verhöhnt und verdammt worden, wegen seines schwarzen Bartes und Haares. Doch er hatte es mit Hilfe des Schweriner Herzogs Heinrich und des

Rostocker Rates vermocht, die Papisten aus den Klöstern der Franziskaner, der Dominikaner und der Kartäuser, die Prediger aus dem Domstift zu St. Jacobi und die altgläubigen Herren Professores der Universität zu übertrumpfen – unter dem Schutz des so wortgewandten und weit gereisten Syndikus Professor Johann Oldendorp. So kam es, dass ich Slüter und seiner Sache durchaus ergeben war, als er die Augen schloss.

Nach dem Tode dieses, ja unseres Rostocker Reformators am Pfingstsonntag hatte die Stadt einen Abend lang in einer Lähmung verharrt – als die lang erwartete Nachricht bekannt wurde, schlossen auch die Stände des Pfingstmarktes zwei Stunden früher und auf dem Großen Markt standen die Menschen in der Sonne beieinander. Manche Gruppen flüsterten mit ernsten Gesichtern, aus anderen Gruppen war Lachen zu hören. Böse Blicke legten sich wie ein straff gespanntes Netz aus Hanfseilen über den sonntäglichen Markt – weder die Slüterfreunde noch die Slüterfeinde wollten freiwillig das Feld räumen. Nur die Tatsache, dass Slüters toter Leib noch über der Erde lag und das Gefühl, dass seine Seele hier noch anwesend war, verhinderte, dass der Tag mit einer Schlägerei und möglicherweise mit weiteren Toten endete.

Schon gegen Abend des Pfingstmontages war der schlichte Sarg in Slüters kleinem Haus vernagelt worden und wurde dann die wenigen Schritte bis zu der Grube auf dem Kirchhof von St. Petri hinübergetragen. Der Totengräber hatte das Leichenbreit Slüters auf einer Stelle abgesteckt, auf der seit

zwei Generationen niemand mehr begraben worden war. Nur ein paar alte Knochensplitter lugten aus dem Hügel neben dem offenen Grab hervor. Ein Gewitterguss hatte sich am frühen Nachmittag über der Stadt entladen, sodass etwas Wasser in der Grube stand. Jetzt schien die Sonne warm auf diesen Teil des Kirchenackers und die Stimmung unter den Menschen war durchaus heiter angesichts eines Todes, der so lange erwartet worden war. Sie standen bis hinunter zum Petritor, auch aus den anderen Kirchspielen der Stadt waren sie gekommen, auch ein paar Ratsherren wurden gelitten. Prediger Joachim Schröder hatte seinen Mentor und Lehrer mit einer schlichten Rede zum üblichen ersten Thessaloniker und vielen dankbaren Worten ins Grab begleitet.

Dankbar konnte er durchaus sein, denn er würde bald die Pfarrstelle von St. Petri übertragen bekommen. Weil sein Vorgänger schon mit 42 Jahren aus dem Leben geschieden war, hatte er für sich und seine Familie eine gute Aussicht auf eine lange, einigermaßen einträgliche Zeit als Pfarrer von St. Petri. Schröder – wie sein Vorgänger stammte er aus Dömitz – würde die Früchte des Kampfes ernten können, den Slüter für Rostock und das Evangelium geschlagen hatte.

Schröder hatte dem Wunsch Slüters entsprochen, »Komm Schöpfer Geist« und »Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen« aus seinem Gesangbuch von der Gemeinde singen zu lassen. Die Leute legten alle Inbrunst, zu der sich dieser norddeutsche Menschenschlag aufraffen kann, in den Gesang. Und so erklangen die beiden Lieder wenigstens

mit einiger Kraft. Die Melodie versandete natürlich jeweils in der zweiten Strophe, doch Schröder sang selbst sehr laut und gab mit der Hand weithin sichtbar weiter den Takt vor, sodass er die Gemeinde durch alle Verse hindurchzwang. Das war er Slüter schuldig. Der brummige Gesang verbreitete weitere Heiterkeit, weil die Menschen sich an Slüters Verzweiflung erinnerten, mit der ihr Prediger über Jahre versucht hatte, einen wenigstens halbwegs passablen Chor zu formieren. Die Gemeinde wusste, dass Schröder auch in dieser Frage nicht den Ehrgeiz seines Vorgängers besaß und so hatten sie beim Singen doppelte Freude. Die Gewissheit, dass ihre Qual jetzt ein Ende haben würde, stimmte sie froh: Schröder würde das Singen in den Gottesdiensten den Kindern des Kirchspieles von St. Petri überlassen, die älteren Generationen könnten zuhören und ihren Kindern sagen, wie schön ihr Lied geklungen habe. Selbst Slüters Witwe Katharina, die gefasst und mit ihrem Sohn Elias auf dem Arm bei der Grube stand, atmete hörbar auf, als die Gemeinde endlich wieder schweigen durfte.

Die Glocken läuteten nicht nur von St. Petri herunter, sondern auch von St. Nikolai und St. Marien herüber, als der Sarg hinabgelassen wurde. Wie immer gerieten schon beim letzten gemeinsamen Vaterunser die letzten Reihen in Bewegung, denn die Plätze in der nahen Schankwirtschaft *Zum Weißen Schwan* waren zu knapp bemessen für eine solche Menge durstigen Menschen.

Weder Joachim Schröder noch die Leichenredner hatten die Ursache für das frühe Ableben Slüters erwähnt. Ebenso

Über den Autor

Frank Schlößer, Jahrgang 1966, studierte in Leipzig Journalistik und Afrikanistik. Nach dem Diplom zog er nach Rostock, wo er heute als freier Journalist mit seinen Kollegen die lokale Online-Zeitung das-ist-rostock.de betreibt und nebenbei für bundesweit erscheinende Publikationen schreibt, darunter Der Freitag, Brandeins und Zeit Online. Hinzu kommen Autorenproduktionen für Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur und MDR Kultur, außerdem das Drehbuch zu dem Dokumentarfilm »54 Grad«, und mit der Novelle »Unter den drei Kronen« (2003) ein erster Ausflug in die Belletristik. 2015/16 wurde in der Kleinen Komödie Warnemünde sein Theaterstück »Alter Strom« fast 40-mal aufgeführt. 2016 erschien sein historischer Roman »Der letzte Pfeil«.

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns über Ihre Bewertung im Internet!

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten, Reproduktionen, Speicherungen in Datenverarbeitungsanlagen, Wiedergabe auf fotomechanischen, elektronischen oder ähnlichen Wegen, Vortrag und Funk – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Verlages.

© Hinstorff Verlag GmbH, Rostock 2017

1. Auflage 2017
Herstellung: Hinstorff Verlag GmbH
Lektorat: Henry Gidom
Titelbild: © Georg Scharnweber (mit Lochkamera auf Planfilm)
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-356-02126-4

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C014496

ALS E-BOOK ERHÄLTLICH